Zeitschrift: Badener Neujahrsblätter

Herausgeber: Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden

Band: 57 (1982)

Artikel: Zwischen Schulstube und Atelier : zehn Betrachtungen

Autor: Kuhn, Walter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-324147

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zwischen Schulstube und Atelier

Zehn Betrachtungen

Der Maler Walter Kuhn, Zeichenlehrer an Seminar und Kantonsschule Wettingen von 1956 bis 1981, hat auf die Bitte der Redaktion hin eine Auswahl aus seinen persönlichen Notizen getroffen. Er schickt ihr folgende Bemerkung voraus: «Die Texte umkreisen im wesentlichen die letzten Jahre meiner Amtszeit. Der Kreis ist eng gezogen und beschränkt sich auf die Umgebung des Zollhauses. Die Kapitel sind in sich geschlossen und bilden eine austauschbare Folge.»

Bau der N 1. Zwei Skizzen

Da ist das Zollhaus, daneben die Holzbrücke, dann die Strasse mit seitlichen Mauern und einem Steinbogen darüber. Alles moosig, verstaubt und oben, mit der Stirne zur Strasse, der Kreuzstein. Sie haben ihn umgelegt, sie haben das halbe Dorf umgelegt. Man hat die Häuser schon vergessen: das Gemeindehaus, den Coiffeurladen, die Wäscherei, das rote Haus zwischen den Dutzendhäusern am Flussbord. Wir haben sie alle schon vergessen, auch die Strasse. Eine neue führt zur Landstrasse hinauf. Schon schieben sich von Baden und Wettingen her Brücken, Pfeiler, Mauern und Fahrbahnen gegen Neuenhof, halten kurz an, organisieren sich und stürzen über das Dorf hin, krachend, mit offenen Rachen, eine vielleibige Schlange, die nach dem Fressen satt und friedlich in der Landschaft liegen wird.

Autobahn: Baden, Zürich. Sie haben vor der Wirtschaft nicht halt gemacht; sie lag zufällig am Rand der Kampfbahn und blieb noch ein paar Monate in Betrieb. Dann wurde sie geschlossen, das Mobiliar öffentlich versteigert: Schanktisch, Kaffeemaschine, Plattenwärmer. Schmieriger Staub liegt in den Fenstern. Ein Haus stirbt.

Es gibt nichts Toteres als eine ausgeräumte Wirtschaft. Sie riecht nach Nässe und ranzigem Fett, ein armseliger Geruch. Die Vorhänge wollte niemand, sie verbergen gegen die Strasse zu die unanständige Blösse der Gaststube.

Man hat im Kreuzstein gut gegessen, einfach. Es war eine Wirtschaft für Arbeiter. Man hat sich gekannt. Die Burschen haben ihre Geschichten erzählt von Frauen, guten und anderen. Es wurde vom Saufen geredet, von Gasköpfen, Schlagseiten und vom Vollaufenlassen. Viel auch von Autos, Occasionen, Kaninchen und Fischen. Man war unter sich.

Durch ein Fenster kann man ins Haus hineinschauen. Es ist leer, das Getäfer abgerissen. Die Mauer dahinter ist wie neu. Ich möchte nochmals hineingehen,

durch die Türe vorne, von der Strasse her, die drei Stufen hinauf, durch den Gang in die Gaststube, an der Küche vorbei, am Toilettenbrünnlein vorbei zum Pissoir, hier seine Sache verrichten und dabei in den Hof schauen, zum Wald hinaufschauen. Zurück in die Stube, bitte noch einen.

Ich wanderte damals in einem tiefen Tal. Der Kreuzstein war Markstein und Grenze. Die Wirtschaft liegt auf der Schlachtbank. Die Mauern werden die Keller füllen, so reisst man heute ein, deckt ein, man verscharrt die Häuser. Der Leichenbestatter ist Traxführer.

Vor dem Zollhausfenster steigt gegenüber der Hang mit stockigen Bäumen. Kopfständig fallen sie ins Wasser. Darin schwimmt die Sonne, verfängt sich im Geäst. Das Wasser bewegt sich, die Sonne schaukelt. Oben hebt ein Trax Erde aus. Die Zähne der Schaufel blitzen. Der Bagger frisst sich in die Erde ein. Man sieht nur den Arm, wie er sich hebt, senkt, nach vorne greift. Am Horizont stehen ein paar Miethäuser aus der Jahrhundertwende. Sie sind hart an der Nationalstrasse. Seit zwei Jahren verwandelt sich hier oben die Landschaft. Bäume und Wiesen verschwinden. Häuser sind am nächsten Morgen nicht mehr da. Hänge werden abgestochen, Mauern wachsen auf, Betonbahnen schieben sich vor. Die abgegrabenen Hänge werden wieder grün. Ein neues Gesicht löst sich aus den Gerüsten.

Früher wurden Strassen für Menschen gemacht. Man ging auf den Strassen. Pferde zogen den Wagen, man fuhr Velo auf den Strassen. Die heutigen Strassen werden für die Lastzüge, die Autos und die Ambulanz gemacht. Der Fussgänger hat auf ihnen nichts zu suchen. Er darf nur an bestimmten Orten über die Strasse gehn oder man lässt ihn unten durch. Die Strasse gehört nicht mehr den Menschen. Sie gehört den Gummirädern. Keine Trittspur, keine Schuhnägel auf den Strassen mehr. Man sieht nur Profilstreifen der Räder und Ölflekken.

Es gibt noch Strassen, auf denen man gehen kann. Der Limmat nach, um Löcher und Pfützen herum, hinauf durch die Wiese zum alten «Löwen».

Wirtschaften stehen wie Denkmäler da, sie wollen gesehen werden, man soll hineingehen. Düfte nach Bier werben bis zur Strasse her. Man öffnet die Tür und ist in der Gaststube.

Die Musikbox dröhnt, Bier im Glas, Wein im Kelch, fette Rücken, derbe Rede. Auf dem Fenstersims steht eine Witwenzunge. Zwischen den Blattschwertern hindurch schaue ich zur Klostermauer hinüber. Sie ist schön im weissen Rahmen mit den gelb und roten Haselruten und dem schwarzen Efeu. Ein Arbeiter liess im letzten Herbst einen Bund Bohnenstickel an ihr stehn; er hat sie im Frühling kurz bei der Hand. Aus den Büschen schaut das Klostertürmchen. Eine Stunde lang ist der Himmel grün. Wir hören die Vögel. Dann

fällt Schnee, die Vögel singen im Schnee. Wir fühlen die Wärme der Stube, trinken, schauen in den Wein, bleiben gerne in der Stube sitzen. Draussen ist es grau. Die Stimmen von der Strasse sind Schläge auf blecherne Giesskannen. Wir fühlen das Leben im Fleisch, freuen uns an diesem Leben, wie alles ordentlich funktioniert: der Magen, die Blase. Wären wir Katzen, wir müssten schnurren. Wir sitzen einfach so auf unseren Stühlen. Es schlägt fünf Uhr, sechs Uhr, man geht nicht gerne, nimmt alles nicht so sehr wichtig. Daheim ist dazu wieder Zeit. Es ist warm in der Stube.

Teufelskeller

Wieder diese tiefen Augen, Licht und Schatten strahlend und in Höhlen gebettet. Nicht Farbe, nur flutendes Glänzen über dem Waldgrund. – Sitzen und Staunen. Durch die Blätter Schreie der Badenden. Auf dem Felsen ein Kind. Hoch oben auf dem Felsen: Ein Zeichner! Ein Zeichner! Schön dort unten, er zeichnet.

Und wieder Stille im Tag – voll Licht, voll Schatten, voll Weite. Schatten legen Netze schwarz auf das Laub. In das Schwarz der Schlucht fallen Lichtkugeln, blenden an die Kiesfelsen, rollen über faulende Äste. Tollkirsche, Nachtschatten, Einbeere wachsen hier. Äste fallen, Bäume stürzen, Steine rollen. Feuerstellen in Steinkränzen, moderndes Holz, weiss, schwarz und über allem Lichtertanz. Licht ohne Farbe im Schattenweg.

Aber oben auf dem Felsen liegt das Licht wie eine wohlige Katze. Knisternd, südliche Provence und Norden. Man sitzt auf dem Feldstuhl, geblendet und sucht in den Tiefen die Felsen, Laub und Fallholz. Da löst sich ein Ast. Ich höre sein Knacken, Zögern, ein Brechen und Rauschen. Ein Ast wie ein Schenkel, er liegt einen Schritt vor mir. Überall Äste, schwarze, weisse und braune. Ein sterbender Wald; er heisst Teufelskeller. Etwas Teuflisches regt sich in dieser Wirrnis, schön, wild, nutzloses Holz gottlob. Am Wege liegen die Bündel, fleischiges Holz, voll Nutzen. Aber hier, einen Schritt davon, Tännchen mit flachen Wipfeln, mit rachitischen Stämmchen. Dürr spannen sich Äste in die Schwärze.

Ich zeichne das Licht und den Schatten, das Laub, den Felsen und den Sommer. Er ist eine Frucht, voll und reif, ich fühle Wärme und Kühle der Rundung in meiner Hand und ich denke an vieles: an Ilse Weber, die Reben an der Lägern, an meine Schule, mein Alter, an Karl Grenacher und an vieles, die Kreuz und die Quer.

Ich zeichne Striche, ein Meer voll altmodischer Striche wie ein Weber. Seltsam dieser Zeichner, er denkt an vieles mit lichtem Herzen, und qualvoll verbissen kratzt die Feder auf dem Papier. Hundsmüde endlich das W. K. Ich schliesse

die Augen, fühle feuchte Wärme, höre fern die Geräusche der Menschen. Ich lasse meine Glieder frei, fühle sie von mir gehen. Hand, Arm, Finger, Füsse, Beine, Rumpf und Kopf wollen ihre Freiheit haben. Wie alles sich tummelt in diesem grossen Sommertag. Da, die Dornschlingen um die Füsse, Hungerknurren im Magen, Sonnenpfeile auf dem Schädel, ausgebreitete Hände auf dem Stein. Endlich findet sich alles zusammen, Leib und Gerät. Man geht auf dem Weg in die Stadt.

Sich leere Räume schaffen

Lasst mich nachdenken über einen kleinen Zeitraum zwischen dem Ende eines Urlaubs und dem Anfang meiner zu Ende laufenden Dienstjahre.
Ein unmöblierter, leerer Raum, den sommerliche Tage stützen. Sonne und unbemerktes Warten auf, ich weiss nicht was, lagern um ein simples Lebensgefühl. Ich habe keine Pläne. Pläne sind Diktate strebhungrigen Inhalts, die dem Leben feind sind. Mich begleiten genügend eingeharzte Pflichtgefühle und garantieren dürftig mein gesellschaftliches Ansehen, in dessen Schatten ein Mass freien Nichtstuns zu wachsen sucht.
Ich erwache, ein freier Tag wartet, er drängt mich zu nichts. Ich giesse Blumen und Gemüse, binde einen Strauch auf, rahme Bilder, alles ohne Hatz, als stellte ich da und dort Gegenstände in einen weiten Raum.
Ich möchte etwas von dieser Atmosphäre in meine Schulstube tragen: Nicht vor den Schülern als Lehrer stehn, nur da sein und ihre Arbeiten wachsen sehn. Man hat eine Aufgabe gestellt. Blitzhaft erhellt sich ein Komplex von Stilgedanken, Ton- und Farbproblemen. Damit müssen sich die jungen Menschen herumbalgen, im Ernst oder in gespielter Gleichgültigkeit. Dieses Wort hat in unserem gesellschaftlichen Stress einen negativen Sinn bekommen. Im Grunde steht es für Harmonie zwischen Wollen und Tun.
Wenn ich an meine Arbeitsweise denke, wenn ich zeichne oder male, so schaffe ich mir vor dem eigentlichen Tun eine unbetont gleichförmige Bereitschaftssituation. Daraus mag etwas wachsen, es muss aber nicht. Hielte man diese Bereitschaftsstimmung offen, flösse vieles in uns hinein. Oh oder Ach. Alles sind Wünsche. Mit Grauen denke ich an die mehr und mehr zu Komputern degenerierende Prominenz, die sich entmenscht, um die Menschheit zu einer Riesenmaschine zusammenzugiessen, die garantiert störungsfrei unseren Globus uniformiert, glatthobelt und schliesslich zerstört.
Ich glaube aber noch an das Unverwüstliche der Natur, die den Menschen nicht ernst nimmt und gleichgültig anders sein kann, als sie uns gegenwärtig dienstbar ist.
Das Gültige zählt nur für uns, darüber zählen andere Gesetze.

Arnold Schneider

Vor Jahren brachte ich Plakatentwürfe zu Schützen-Musik- und Gesangkreisfesten von Arnold Schneider ins Kunsthaus. Der Konservator besah sie durch die nostalgische Brille. Man ritt gerade auf einer manieristischen Jugendstilwelle. Bildhauer Trudel war der grosse, unverstandene symbolistische Märtyrer. Baden, damals wie heute, Asyl unverstandener Künstler, stützte sie liebevoll.

«Bartli», unser Zeichenlehrer, war ein Trudeljünger, ein intelligenter, fleissiger Techniker mit Humor und Seele. Die Schüler haben ihn zu Unrecht als hausbacken langweilig abgestempelt. Ich habe meinen Bartli geliebt, als Mensch und Lehrer. Ich liebte seinen galligen Humor, sein Brummen und die trockene Kost. Ich war, wie man so sagt, ein guter Zeichenschüler und wurde mit Kohle, Pastell- und Aquarellfarben technisch vertraut gemacht. Wir zeichneten auf gutes Papier, das wir blattweise für einen Fünfer, Zehner oder für zwanzig Rappen kauften. Man zeichnete nach Lehrplänen, wie sie von Wiener und Berliner Professoren, Kunstpädagogen und Meistern angeboten wurden, alle ungefähr gleich; zeichnen und malen nach Stopftieren, konstruieren von Blattornamenten und perspektivischer Drill. Wie hasste ich die Stallaterne, den Waschzuber, Blumentöpfe, Bratpfanne und die aus Holz gebastelten Prismen, Kegel und Pyramiden.

Da gab es noch die freien Zeichnungen. Ich zeichnete im Park, in der Kirche, malte Phantastereien um Tod und Teufel und fühlte mich als ausserordentliches Talent.

Im Alter war Bartli ein müder Mann. Die Schule wurde ihm zur Last und Hölle. Im «Sternen» blühte seine von Natur heitere Seele bei einem Glas Tee wieder auf. Nach dem Tode seiner Frau gönnte er sich noch ein paar freie Jahre. Ich habe ihn nicht vergessen, und wenn ich heute durchs Fenster schaue, hinüber zum waldigen Limmathang, lebt immer etwas von meiner Seminarzeit auf. Jenseits der Limmat war die freie Welt. Dort wohnte auch Bartli in einem Reihenhaus an der Strasse.

Die Häuser hatten das Glück, abseits der Autobahn zu stehn. Noch etwas von der alten Zeit hängt an ihnen.

Jetzt ist auch für mich die Restzeit gekommen, da man noch tut, was man muss und abends müde in den Lehnstuhl sitzt. Man möchte vieles tun, das Plänemachen stirbt mit dem Alter nicht, aber man lässt es meistens dabei, verschiebt auf später und tut am nächsten Tag wieder seine Pflicht. Wie unschön pedantisch tönt das Wort. Alles was drum herum ist, ist anziehender.

Limmat

Lichtkugeln fallen in die Limmat. Oben das Rauschen der Autos. Vor Jahren

gab es hier keine Lichter. Der Uferwald warf schwere Schatten über den Fluss und hüllte ihn in schwarzes Tuch. Hier liegt ein Stück vergessenes Land. Unverändert, ein Menschenleben lang. Der Baulärm ist verstummt. Hochbrücke und Strassen sind voll Autos. Hier unten aber schläft das Land wieder.
Ich stehe auf der Brücke, schaue ins Wasser, Fische springen, Wellen brechen sich am Pfeiler. Eine Jugendlandschaft legt sich um mich, und ich fühle in ihr alle Regungen der Jugend wieder. Diese Uferlandschaft mit ihren Weiden, Pappeln und Grasstreifen lag ausserhalb der abgenützten Schulpfade, über deren Dichtersprüche man laufend stolperte. Da wollte alles gedeutet sein. Gefühle der Lehrer hatten wir nachzufühlen. Widerspruch war nur Beweis unseres Unvermögens. Wie manches Gedicht haben wir hier eingescharrt, um es später mühsam wiederzufinden.
Hier unten am Wasser aber gab es keine Gedichte, keine klassische Literatur. Da war nur der Fluss, der sang oder schwieg; da bewegten sich die Uferbäume und beschauten sich im Wasser.
Er sitzt wieder unten am Fluss und tut nichts. Wir waren wenige und jeder kannte den andern. Persönliches war schwer zu hüten; man wohnte in engen Kammern, träumte laut, und Sehnsüchte lagen in unseren Augen. Schwere Schuhe trugen damals die Lehrer, und sie traten nicht nur die Wege. Ich habe das Lederknarren noch in den Ohren.
Da stehe ich auf der Brücke und vergesse, dass ich alt bin, älter als meine Lehrer damals, und die Jugend ist noch unter meiner Haut, Weinen und Lachen im Hals. Ich fühle mein hartes Gesicht wie eine Maske über dem Lebendigen, und dieses Lebendige ist in eine Grimasse gezwängt. Ich höre die Schreie aus der Tiefe drängen. Wir liessen sie damals nicht frei heraus und halten sie auch heute zurück.
Ein Klümpchen Auswurf bleibt auf der Brücke. Ich gehe dem Uferweg nach zur alten Badeanstalt. Den Pfad durch die Wiese, hinauf zum «Löwen». Auf den Tümpeln liegt eine Eishaut. Ich trete sie durch, gelber Matsch spritzt an die Hosenbeine hoch.
Hier unten war einst ein Nussbaumwald. Man hat ihn umgehauen. Die Soldaten brauchen keine Nussbaum-Gewehre mehr und die Nüsse fressen die Eichhörnchen. Oben ist der alte Wirt gestorben. Der runde Tisch hat ein dünnes Blatt bekommen. Hundert Jahre lang hat er Bierkrüge und schwere Köpfe getragen. Ich stehe vor dem alten Hause. Seitlich die verwilderte Reblaube mit vertrockneten Beeren. Im Rücken die Mietergärten. Auf dem Platz steht ein altes amerikanisches Untier. Es hat weder Nummer noch Windschutzscheibe mehr. Kinder haben die Wolle aus den Polstern gerissen und sie mit Erde und Steinen gefüllt. Im Frühling wird das erste Gras im Auto wachsen. Vielleicht

werden Vögel darin nisten. Ein Haus für Tiere mit Mäusen, Igeln und Eidechsen – vielleicht.
Wenn man älter wird, liebt man das Alte um sich. Man fühlt sich wohl auf dem Kopfsteinpflaster. Man schaut gerne zur alten Mauer hinüber, zum kleinen Teich mit den Weiden. Ein Stück vergessenes Land.

Mauersteine

Der 13. Mai. Glück oder Unglückstag?
Jedenfalls stolperte ich mit einem Mauerbild über die gemauerte Schwelle auf ein Steinpflaster, hoffte meine gezeichneten Mauersteine zu retten und opferte dabei wieder einmal meine grosse Zehe. Sie wird langsam zu einem Mahnmal meiner Hinfälligkeit. Darüber nichts weiteres.
Die Zeichnung habe ich gerettet. Ein Glassplitter kerbte den Passepartout, die Kerbe wird künftig zur Zeichnung gehören.
Mein Reich unten an der Limmat ist ein steinernes Reich: Mauern, Pflästerung, Bruchsteinhäuser. Von überall hat man Steine hergetragen, um den Hang gegen den Fluss abzustützen. Aus der langgezogenen Mauer der Limmat nach lässt sich Geschichte lesen. Steine reden, murmeln, schweigen, schauen zu mir her, stellen sich vornehm, rustikal und proletarisch. Was der denkmalpflegerischen Brille entgeht, schmückt sich mit allerlei Grün und zerfällt anständig, klassische Ruine mimend.
Fünf kleine Mauerausschnitte habe ich mit Bleistift durchgezeichnet. Während Tagen haben Mensch und Stein miteinander geredet, dass mir die Steine lebendiger als Menschen wurden. Man denke sich nichts besonders von diesen Steinen. Es sind grobgehauene Quader, Rustikalblöcke mit geripptem Rand. Da gibt es auch ein Mauerstück aus Limmatkieseln und Ziegelbrocken zusammengewurstelt, rührend in seiner schamhaften Blösse.
Das Wirken in und um diese Mauer wird zu meiner Geschichte. Da stand ich vor 25 Jahren beim Löwenbrunnen und malte die kleinen Gärten vor der Mauer. Es war ein schneekalter Tag im März. Ein Arbeiter schaute mir aus dem Wirtshausfenster zu und brachte mir lachend einen Kaffeeträsch. Zwischenhinein muss man auch leben, meint er, wirft einen Blick auf das Bild. Gut, richtig die Mauer, der Platz davor gehört mir. Alte Seminarmauer.
Ich schrieb einmal etwas über sie, über ihren biegsamen Leib, der tänzerisch die Bodenwellen zur Limmat hinunter begleitet. – Der alte «Löwen», eine Art Bruder, gleichaltrig wohl, gehört zur Mauer. Ein Kopfsteinpflaster schiebt seine Hand bis zu den Gärten vor, schlüpft unter die Beete und reckt sich dahinter zum Efeu hinauf. Meine Gedanken gehen nochmals 20 Jahre zurück. Ich sitze im alten «Löwen» als Seminarist, trinke etwas über den Durst, stolpere

endlich heim, heim in meine muffige Bude. Da ist auch die alte Badi, gegenüber der Mauer. Heute Schaf- und Hühnerstall. Hier netzten die Fricktaler erstmals ihre Zehen, schlotterten der Stange nach, versuchten das Schwimmen, erst mit den Beinen, dann mit den Armen und mühten sich, beides in einen Rhythmus zu bringen. Ein quicklebendiges Männlein lehrte uns nebst Französisch und Englisch das Schwimmen. Noch kleben letzte Schriftspuren auf dem durchgerosteten Schild: Badeanstalt, für Unberechtigte bei Busse von Fr. 15.– bis 50.– verboten.
Die Mauer ist ein Stationenweg. Ich bohre meine Augen in die Steine, warte, bis Leben aus ihnen kommt, und versuche etwas davon in die Zeichnung zu bringen.
Die Bilder erscheinen steinschwer. Ich weiss nicht, ob sie gut sind, man sollte sie darauf prüfen. Es sind Stenogramme stundenlanger Zwiegespräche über Leben, Schule, Vergängliches und Dauerhaftes. Die Steine altern langsam, man wacht über ihrem Zerfall, pflastert an ihnen herum. Wir können nichts in Würde zerfallen lassen, haben selber verlernt, würdig zu altern und am Zerfall Vergnügen zu haben.
Ich bohre mich in den Stein ein, als wollte ich mich hier versteinern. Etwas ist geglückt, Gedanken sind in der Steinzeichnung drin.

Landschaften

Landschaften, die ich malend abgeerntet habe, vereinfachen sich zu einem Symbol. Was man dieser Landschaft raubt oder was man in sie hineinstellt, zerstört das Erinnerungsbild. Schmerzlich wende ich mich von ihm ab, es bleiben einzig Scherben.
Viele Landschaften sind mir verloren gegangen, neue bieten sich an, aber ich habe Mühe, darin zu wurzeln; es fehlt mir die Kraft, sie in Besitz zu nehmen und aus ihnen Neues zu schöpfen. Ihre Seelen bleiben mir verschlossen. Ich nehme malerische Erfahrung zu Hilfe und projiziere früher Erlebtes ins Bild. Ich pfropfe gewissermassen Schosse eines alten Baumes auf einen Wildling. Da braucht es Zeit, bis daraus ein Baum wird.
Manchmal beruhigt mich der Gedanke an das, was ich gemacht habe, und dass es in der Natur des Menschen wohl liegen mag, alternd Jugendwerk mit Erfahrung zu mischen, dass scheinbar kein Bruch sichtbar wird.
Will ich aber ehrlich sein, so darf ich meine Pinsel ruhig weglegen und Sammler werden.

Traumspiel

Es gibt nachts Augenblicke zwischen Schlaf und Wachsein, die uns hinter den

eigenen Seelenmechanismus sehen lassen. Wir schauen dann in das wirre Wälzen, Kneten, Aufpulsen und Hinunterwühlen, was wir an Bildern und Gefühlen durch die Jahre gesammelt und säuberlich gestapelt haben. Diese gewaltige Rumpelkammer ist in stetiger Bewegung, und weil alles keine Substanz zum Greifen mehr hat, können sich Dinge und Gedanken durchdringen.
So taucht in traumwachen Zuständen eine Bühne auf, auf der man ein seltsames Spiel von altvertrauten Ungeheuern betrachten kann, und unversehens ist man in die Szene eingespannt und ächzt seine Rolle durch. Das geht so hin und über mich weg, bis ich mich aus dem Nest schwinge, den Tag begrüsse und einen Deckel auf meine Kobolde lege.

Ferien,

meine letzten. Über den Auwald streift herbstliche Sonne, zwischen den Lichtern liegen schwarze Schatten. Noch ist alles grün. Manche Bäume bleiben grün, bis erster Schnee die Blätter von den Zweigen nimmt. Jedes Jahr habe ich am Beispiel dieses Waldes den Kreislauf der Natur bewundert; hinter einem Glas Wein wohl dies und jenes geschrieben. Gegen das Ende meiner Dienstzeit gezählt, wie manchmal ich dieses Spiel noch erlebe, ein Spiel zwischen Pflanzen und Temperatur. Sieger bleibt das Wetter. Es stampft so sicher über die Natur hin. Erst schmeichelt es das Grün an die Zweige, langweilt sich einen Sommer lang und schüttet endlich mit eisigen Händen ein Jahreswerk von den Bäumen. Da schimmern aber wieder die Knospen, träumen und gebären sich strahlend zu sanftem Grün. Es tanzen die Blätter zärtlich, wild, verschlafen und nehmen das Ende im Rausche der Farben hin.
Geht es mir nicht ähnlich?
Ich halte mich nahe am Rhythmus der Natur. Wenn ich während eines Jahres eine Gegend male, um den Wandel des Begrünten zu studieren, will ich im Grunde aufzeichnen, wie jede Phase des Jahres ein Wunder an Schönheit ist: Die sanften Braun des Februars, das zärtlich Tastende des März, die Grün- und Schwarzkontraste des April, das Festliche des Mai und dann die grüne Zeit. Unersättliches Grün zum Juni hin.
Im Juli und August Gold und farbige Grau. September – wieder etwas zu grün für meine Liebhaberei. Oktober: Das Wetter wird kühl, die Farben der Wälder warm. November: kalt mit ersten Reifen, heissglühend der Wald und dann ein melancholischer Dezember ohne Schnee – mit etwas Schnee, still verhangene Tage. Und es steigt herauf mit rauhem Besen der Januar, klirrend, weiss und blau: Stubenzeit. Aber schon kündet sich die Fastnacht an, längere Tage, Frühlingsahnen, und da wäre wieder der März, mein letzter an der Schule. Abschied nehmen, Abschied von einer schönen Zeit mit Schülern und Kollegen. Nicht

so leicht alles. Das Ende der Pflichtzeit habe ich ersehnt. Sehnen ist Leben, ein Ende ist uns allen sicher.

Rück- und Ausschau

Meine Lebensskizzen bekommen ein nostalgisches Timbre. Ist es Heimweh nach dem Vergangenen oder Ängstlichkeit vor dem Kommenden? Ich rede vom Wichtigen der Gegenwart und kreise darum herum, wie die Motte um die Lampe. Die Gegenwart brennt, sie ist der Körper mit dem Geist, Zellen, die sich laufend erneuern, Bilder, eine endlos laufende Filmrolle. Was ist, ist vorbei, und man nehme es, wie man will, Gegenwart lässt sich nur rückblikkend fassen.

Ich rede von gemalten Bildern, die werdenden kenne ich nicht, ich realisiere sie erst nach dem letzten Pinselstrich und nicht einmal dann. Ob sie gut oder schlecht sind, merke ich erst nach Tagen, oft erst nach Jahren.

Wir sind alle Sammler.

Wir sammeln Erlebnisse, Gespräche, Stimmungen, auch Ballast, den man mit herumträgt und der sich nicht so leicht wie ein Kasten wegschenken lässt. Vielleicht legt man Belastendes durch Schreiben ab. Wir werten vieles im Alter anders als in der Jugend. Wichtiges zu seiner Zeit, verliert an Gewicht oder wird vergessen. Was uns einst nur gestreift, bekommt Bedeutung. Wir sind oft ungerecht im Beurteilen von Gedanken junger Menschen. Jedes Lebensalter hat seine Akzente, die wichtig für die Entwicklung sind. Schulmeister sollten das wissen und wollen es manchmal aus Schwäche nicht wissen.

Ungestümes Durch-die-Wand-rennen ist Zündstoff der Gesellschaft. Wie noch langweiliger wäre sie, bestünde sie aus lauter abgeklärten Geistern.

Ich verdanke den Jungen viel. Sie liessen mich als Vater und Lehrer nie in Ruhe und stachelten meinen zur Bequemlichkeit neigenden Denkapparat immer an. Ich musste mich messen, meine Schwächen fühlen und dagegen Kräfte mobilisieren. Das ist wohl richtig.

Richtig ist aber auch, dass man einmal nur noch auf sich selber steht, ob tätig oder faul. Man darf einmal ganz in sich hineinhören, sich annehmen, was die Jugend Alterseinbildung nennen mag. Die Steckköpfigkeit des Alters ist nicht immer Sturheit. Sie ist eine Abschirmung gegenüber einer Zeit, die vordrängt, in 20, 30 Jahren unsere Probleme hat und mit ihnen, wie wir mit den unsern, fertig werden muss.

Ich sitz' an meiner Staffelei,
glaub' dass die Welt in Ordnung sei
und mal' den Baum, den Berg, das Feld,
so wie's der Herrgott hingestellt.

Walter Kuhn 1916 in Aarau.